

Zafer Şenocak  
Deutschsein

Zafer Şenocak

# Deutschsein

Eine Aufklärungsschrift



*Für meinen Vater, der mich gelehrt hat,  
dass Wurzeln mehrsprachig sind.*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© edition Körber-Stiftung, Hamburg 2011

Umschlag: Groothuis, Lohfert, Consorten | [glcons.de](http://glcons.de)

Coverfoto: Getty Images/Anthony Bradshaw

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg |  
[buch-herstellungsbuero.de](http://buch-herstellungsbuero.de)

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-89684-083-7

Alle Rechte vorbehalten

[www.edition-koerber-stiftung.de](http://www.edition-koerber-stiftung.de)

## **Inhalt**

<b>Die Sprache öffnen</b>	
Wann bietet eine Fremdsprache Geborgenheit?	<b>9</b>
<b>Gebrochen Deutsch</b>	
Die Sondersprache der Deutschen	<b>23</b>
<b>Die atonale Welt</b>	
Wie viel Vielfalt ertragen wir?	<b>36</b>
<b>Der Hinterhof der deutschen Identität</b>	
Über Thomas Manns Revision des deutschen Kulturbegriffs	<b>59</b>
<b>Dichter ohne Lieder</b>	
Ein Exkurs in die deutsche Nachkriegslyrik	<b>75</b>
<b>Aus der Gastarbeitertraum?</b>	
Wie ein attraktives Land sich hässlich macht	<b>86</b>
<b>Deutschsein am Bosphorus</b>	
Über die Vieldeutigkeit von Identität	<b>98</b>
<b>Gibt es einen deutschen Traum?</b>	
Über die Perspektiven Deutschlands als Einwanderungsland	<b>110</b>

<b>Festung oder Vorgarten</b>	
Das Geheimnis des (welt)offenen Deutschlands	130
<b>Mein erster Türke in Deutschland – ein Fremder</b>	
Über das Markieren von Grenzen	145
<b>Zuhause in der Fremde</b>	
Über Heimat, die sich abschafft	160
<b>Mein Erbe spricht auch Deutsch</b>	
Vergessene deutsch-türkische Verwandtschaften	172

## Die Sprache öffnen

Wann bietet eine Fremdsprache Geborgenheit?

*»Ins Offene, dorthin, wo Sprache auch zur Begegnung  
führen kann.«*

PAUL CELAN, BRIEF AN BRIGITTE UND GOTTFRIED  
BERMANN FISCHER, 22. NOVEMBER 1958

Wenn ich an meine Kindheit in Deutschland denke, überkommt mich ein Gefühl der Geborgenheit. In meinem achten Lebensjahr zogen wir von Istanbul in einen kleinen oberbayrischen Ort. Als wir dort ankamen, lag der Schnee knietief, und der Ort erschien mir wie ausgestorben. Die Luft roch ganz anders als in Istanbul. Sie war frisch, brannte in der Nase, so als hätte man ihr ein Gewürz beigemischt. Der Schnee blieb noch lange liegen in diesem Jahr. Zu Hause, in einer möblierten Dachwohnung am Ortsrand, war es warm und gemütlich. Vom Fenster aus sah man die Berge mit ihren bewaldeten Hängen. Vor dem Haus erstreckten sich schneebedeckte Felder. Nachts war es ganz still. Ruhe war wichtig in diesem Land. Nachtruhe. Der Lärm Istanbuls war nicht mehr zu hören. Ich vermisste vor allem die Schiffssirenen. Aus

Istanbul hatte ich wenig mitgebracht. Ich erinnere mich an den Schulatlas, auf dem ich auf der dreitägigen Reise im Zug mit dem Finger jene Strecke nachfuhr, die uns dem Ziel München nahe brachte. Auf dem Atlas war eine Grenze eingezeichnet, die mitten durch Deutschland führte und deren Zweck ich nicht verstand.

»Es gibt ein freies und ein unfreies, gefangenes Deutschland«, erklärte mir mein Vater. »Diese Grenze ist eine Mauer, die man nicht passieren darf.«

In welches Deutschland fahren wir? In das freie oder in das unfreie?

»In das freie natürlich«, beruhigte mich mein Vater. »Da fahren jetzt viele Menschen aus der Türkei hin. Deshalb ist der Zug so überfüllt.«

»Wenn so viele Menschen von der Türkei nach Deutschland fahren, dann muss Deutschland ja viel schöner sein als die Türkei?«

»Vielleicht nicht schöner, aber anders. Deutschland wird dir gefallen. Es gibt dort keine armen Kinder.«

Ein Land, in dem es keine armen Kinder gab, das war gut. Das war sicher ein Grund dafür, warum so viele Menschen nach Deutschland fahren.

»Nachtruhe!«

Unsere Wirtin, eine hochbetagte, aber rüstige Dame, die allein lebte, weil ihr Mann verstorben war, hatte dieses Wort ausgesprochen. Ich legte mir ein Heft an, in dem ich die fremden Wörter auflistete, die ich zu hören begann. Ich nannte das Heft: mein deutsches Heft. Ein kleines Heft, etwas mehr als handteller groß. In der Mitte der Seiten war ein roter Strich von oben nach unten ge-

zogen. So konnte ich jedes Wort, das ich ins Heft eintrug, auch ins Türkische übersetzen. Aber manche Wörter ließen sich nicht übersetzen. Nachtruhe zum Beispiel. Meine Mutter erklärte mir, bei der Nachtruhe gehe es nicht darum, dass die Nacht ruhig sei, sondern dass man in der Nacht nicht laut sein dürfe. »Geceye benzemek, gece gürültü yapmamak«, notierte ich auf der türkischen Hälfte meines Heftes. Der Nacht ähnlich werden. So ruhig wie die Nacht sein. Ein deutsches Wort brauchte mehrere türkische, um verstanden zu werden. Ich hatte schon nach wenigen Tagen einige Dutzend Wörter in mein Heft geschrieben. Aber ich sprach noch kein Wort Deutsch. Es können in Büchern und Heften viele Wörter stehen, aber gesprochen werden sie schließlich auf der Zunge. Sprechen geht nicht, ohne Wörter zu schmecken.

Dieses Deutschland war für mich zunächst einmal kein Land, sondern eine fremde Sprache, die sich lustig anhörte. Wenn die Wörter noch nicht schmecken, kann man sich von Blicken ernähren. Ich fand schnell Zugang zu den Blicken der Menschen. Ich konnte tief in sie hineintauchen, ohne aufzufallen. In der Türkei hätte ich mich nicht getraut, fremde Menschen so genau zu beobachten. Aber hier gab es eine andere Art von Distanz. Die Menschen waren nicht nur fremd, sie waren Fremde. Anders als die Menschen in Istanbul. Hier waren sie viel größer, und die Männer trugen Hüte mit Federn. Sie sahen in etwa so aus, wie ich mir Jäger vorstellte. Ihre Blicke waren nicht abweisend. Sie waren gleichgültig. Sie wandten sich nicht ab, schützten sich nicht, blickten nicht zurück, so dass ich mich nicht bedroht fühlte.

Ich beschloss, keine Angst zu haben in diesem neuen Land. Im Gegenteil: Ich spürte eine Nähe zu etwas, das mir fremd, fern, aber nicht verschlossen zu sein schien.

Diese Kindheit in Deutschland war behütet, voller Entdeckungen, Herausforderungen und überraschender Momente.

Es war das Jahr 1970. Nach fünfmonatigem Aufenthalt im bayerischen Voralpenland, genauer gesagt, in Murnau am Staffelsee, zogen meine Eltern nach München weiter. Doch Murnau, dieser Ort, der auf meinem Atlas nicht verzeichnet war, hatte sich mir eingeprägt: die Nacht-ruhe, die sich später in eine Idylle verwandelte, in das besondere Licht, das an Föhntagen über dem Staffelsee liegt, das schon Maler wie Gabriele Münter und Wassily Kandinsky inspiriert hatte, und eine Landschaft, die sich mir einprägte.

Selbstverständlich wollten mich meine Eltern schon in Murnau in die Schule schicken. Wir waren ja mitten im Schuljahr dort angekommen. In der Türkei besuchte ich gerade die vierte Klasse. Doch ich weigerte mich, die Schule in Murnau zu besuchen. Der Grund war die Begegnung mit einigen Jungen, die im kniehohen Schnee auf den Feldern vor unserem Haus herumtollten, in kurzen Lederhosen. Ihre Beine waren rot, die Haut schimmerte sonderbar. Das schien ihnen aber nichts auszumachen. Diese Jungs flößten mir Respekt ein. Ich fühlte mich nicht so weit, ihnen entgegentreten zu können.

Meine Eltern waren nachsichtig. Als Ersatz für den Schulbesuch bekam ich eine deutsche Fibel geschenkt. Meine Mutter übte mit mir jetzt die Aussprache der Wör-

ter. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass meine Eltern später jemals wieder Deutsch mit mir gesprochen haben. In München angekommen, wurde ich in die Schule gebracht und ein halbes Jahr lang an jedem Schultag nachmittags für anderthalb Stunden zu Frau Saal, einer pensionierten Volksschullehrerin mit strengen Gesichtszügen, die sich jedoch lockerten, wenn sie mit mir die deutsche Sprache übte. Bei Frau Saal schmeckten die Wörter nach Kaffee und Kuchen, genauer gesagt, nach Apfelkuchen, der fast immer auf dem Tisch stand und von dem ich kosten durfte, wenn ich fleißig gewesen war.

Ihre Wohnung war auffallend dunkel. Es war wieder Winter geworden, und ich besuchte sie meistens spätnachmittags. Ich erinnere mich nicht, dass sie jemals das Licht eingeschaltet hätte, wenn wir uns über die Bücher beugten.

Als ich sie Jahre später einmal besuchte, um nach ihr zu sehen und mich für die Lehrstunden zu bedanken, konnte ich es nicht lassen und fragte sie danach, warum wir beim Lernen immer so im Halbdunkel gesessen hatten. Vielleicht täuschte mich ja auch meine Erinnerung. Sie lachte laut auf und antwortete ohne zu zögern: »Wenn man eine neue Sprache lernt, muss man die Wörter möglichst lange und genau beobachten. Du aber bist mir zu schnell von einem Wort zum andern gesprungen. Die Dunkelheit hat dich langsamer und aufmerksamer gemacht, und wir sind ja auch gut vorangekommen, wie man sieht.«

Sie deutete auf meinen ersten Gedichtband, den ich ihr gerade überreicht hatte.

Ich verdanke also mein Gefühl für die deutsche Sprache dem Halbdunkel und dem Geschmack von Kaffee und Kuchen, vorzugsweise Apfelmuchen. Wahrscheinlich verdanke ich dem Halbdunkel auch die Brille, die ich schon sehr früh tragen musste. Für die Sprache, die mir so gut schmeckte, hätte ich damals alles hergegeben. Sogar das Büffeln der komplizierten Grammatik, die mir wie ein Labyrinth vorkam, nahm ich widerstandslos hin. Mit Fleiß lässt sich jede Fremdsprache bis zu einem gewissen Grad erlernen. Wer aber in den Genuss einer fremden Sprache kommen möchte, braucht Hingabe. Ich bin Frau Saal heute dankbar, dass sie mir nicht nur die Sprache beigebracht hat, sondern auch die Hingabe abforderte, ja sie in mir auslöste, ohne die ich heute kein deutschsprachiger Schriftsteller sein könnte.

Aber auch meinen Eltern, insbesondere meiner Mutter, einer passionierten Lehrerin, bin ich dafür dankbar, dass sie mit mir zu Hause konsequent kein Deutsch gesprochen haben. Sie schenkten mir zwar regelmäßig deutschsprachige Bücher, aber nur zusätzlich zu türkischen Büchern, die ich ebenfalls gerne las. Auch wenn ich mit der Zeit das Gefühl bekam, als würden sich diese vertrauten türkischen Wörter von mir entfernen. Die Romane Karl Mays mit dem legendären grünen Einband verdrängten für eine Weile alles andere. Jene, die in der Türkei spielten, fand ich besonders lustig. Das Land und die Figuren, die in ihnen beschrieben wurden, hatten gar keine Ähnlichkeit mit dem Land, aus dem ich stammte.

Mit der Zeit wurde das Kinderzimmer in unserer Wohnung immer mehr zu einem deutschen Sprachraum,

während die restliche Wohnung von der türkischen Sprache dominiert wurde. Eine zweisprachige Wohnung mit geregelten Grenzen, die mich zu einem zweisprachigen Menschen gemacht hat.

Grenzen sind wichtig. Ihre Überwindung gelingt nur, wenn man sie beachtet, wahrnimmt, ernst nimmt und nicht leichtfertig übergeht. So ist es zwischen den Sprachen, aber auch zwischen Menschen, Völkern und Kulturen. Ohne Grenzen gibt es keine Geborgenheit. Aber eine Grenze, die zugleich eine Mauer ist, wird früher oder später aufhören zu existieren. Denn hinter der Mauer wird es eng und der Druck auszubrechen unwiderstehlich.

Eine Lebensgemeinschaft ist immer ein wiederholtes Taxieren und Abwägen von Nähe und Distanz. So ist das in der Ehe, aber auch in der Gesellschaft. Kommen Nähe und Distanz aus der Balance, scheitert jede Beziehung.

Deutsch und Türkisch vertragen sich wunderbar, wenn sie eine Heimat haben, ein eigenes Territorium. Heimatlosigkeit beginnt damit, dass Sprachen keine Heimat mehr haben. Das Türkische in Deutschland ist oft heimatlos, so wie die deutsche Sprache bei vielen Türken keine Heimat gefunden hat. Sprachen sprechen die Sinne an. Sie klingen, sie schmecken. Zuhören beim Sprechen gelingt nur, wenn der Klang einer Sprache auch sinnlich wahrgenommen wird. Nur mit Wörtern, die einen Geschmack haben, kann man gut formulieren.

Hohe Ansprüche, wird man jetzt vielleicht denken, Ansprüche eines Schriftstellers. Irrtum! Es sind Ansprüche eines Kleinkindes, eines Kindes, das zum ersten Mal Sprache wahrnimmt, das seine ersten Worte spricht.



Noch bevor es zu sprechen beginnt, nimmt das Kind Sprache auf, hört seiner Welt zu. Die Sprache der Mutter und des Vaters.

Die Muttersprache der Eltern kann verschieden sein oder die Sprache des Elternhauses anders als die Landessprache. Die Vielsprachigkeit zu Hause ist eine für jeden Menschen prägende Erfahrung. Das Gefühl für die Sprache ist vor der Rationalisierung im Lernprozess erst einmal ein sinnliches, musikalisches Erlebnis. Das Spracherlebnis ist durchaus vergleichbar mit dem körperlichen Kontakt. Es ist eine Berührung des Bewusstseins. Was fühlt man bei dieser Berührung? Wärme? Kälte? Schmerz? Beim Lernprozess wird das Sprachgefühl überlagert. Sprache bekommt eine Schutzhaut. Aber unter der Haut existiert weiterhin die Fähigkeit, Sprache sinnlich zu genießen. Wenn diese Fähigkeit eingeschränkt ist, wird der Sprachgebrauch mechanisch.

Beim Lesen von Texten in einer Fremdsprache, die man ungenügend beherrscht, kann jeder selbst diese Erfahrung machen. Vor allem bei poetischen Texten versagt oft das Sprachgefühl. Man kann die Wörter verstehen, aber nimmt sie beeinträchtigt wahr, wie hinter einer Folie. Der Genuss bleibt aus, obwohl man zu verstehen glaubt. Auch eine Abneigung und Distanz gegenüber der Kultur der Sprache, dem Land, in dem die Sprache zu Hause ist, kann das Sprachgefühl beeinträchtigen. Schwach ausgeprägtes Sprachgefühl ist im Leben ein Hindernis, nicht nur, weil es beruflichen Aufstieg verhindert und zu sozialer Stigmatisierung führt. Das Sprachgefühl ist der Kompass zur Heimatfindung. Es ist

der Schlüssel zur Empathie, zum Hineindenken ins Eigensein, das nicht selten auch ein Anderssein ist. Genau diesen Zustand der Schweben zwischen zwei Sprachen teilen viele Kinder aus emigrierten Familien. Es kann keine Entscheidung für die eine oder andere Sprache geben, wenn Muttersprache und Landessprache nicht identisch sind. Denn das Zuhause ist zweisprachig. Es wird aber zu einem unerreichbaren Ort, wenn das Sprachgefühl in die eine oder andere Richtung blockiert ist. Das Eigene ist ohne den anderen unvollständig. Sprachen deuten die Welt unterschiedlich. Durch sie werden Denkweise, Lebensgefühl und Wahrnehmung verändert. Zweisprachigkeit setzt das Übersetzen voraus. Das Leben mit nur einer Sprache genügt dem Übersetzer nicht.

Sprache bildet nicht nur die Grundlage für Kommunikation. Sie ist auch die Voraussetzung jeglichen kommunikativen Handelns. Verständigung setzt Verständnis voraus. Jedes Gespräch, das mehr sein möchte als ein Zusammentreffen von Monologen, ist Übersetzung. Wörter haben zwei Schichten. An der Oberfläche nistet die lexikalische Bedeutung, das Sinnhafte, tiefer im Inneren das Wesentliche des Wortes, sein ursprünglicher, vor jeder Deutung existierender Kern. Er sorgt für Stimmung und Aura, reflektiert Emotionen, während an der Oberfläche Meinung gebildet und Urteil gesprochen wird. Gespräche, die an der Wortoberfläche entlang geführt werden, sind nur Fragmente. Sie geben nur einen Bruchteil dessen wieder, was in die Sprache drängt. Die Wörter, die zur Sprache kommen, sind von ihrer Wurzel abgeschnitten.

Das Verhältnis zur deutschen Sprache ist für das Selbstverständnis und die gesellschaftliche Positionierung der Einwanderer von zentraler Bedeutung. Das Aufwachsen mit zwei Sprachen, die Grenze zwischen Mutter- und Fremdsprache wird kaum von Gedanken begleitet, die das Gefühl für Sprache in seiner Bedeutung erfassen. Die schwierige, oft auch von Zurückweisung begleitete Aufnahme in Deutschland, aber oft auch fehlende Empathie auf Seiten derer, die in dieses Land kommen, behindern dann das Sprachgefühl. Das erlernte Deutsch bekommt einen mechanischen Klang. Die Kultur der Sprache bleibt fremd. Wörter sind bestenfalls eine andere Art von Währung, mit der man etwas erwerben kann, ohne etwas von sich preiszugeben. Es entsteht ein entfremdetes Sprachverhältnis als ein Ausdruck für das Fremdbleiben in der deutschen Sprache und ihrer Kultur. Wo aber ist man dann selbst? In einer Heimat, in der man nicht lebt? Unterwegs? Bildungspolitikern ist das Sprechen eines akzentfreien und korrekten Deutsch mehr als genug. Für jenen aber, der in Deutschland zu Hause sein möchte, kann das nicht genug sein, denn er sehnt sich nach Heimat, die ihm nur das Sprachgefühl geben kann.

Sprachgefühl kann nicht erlernt, aber empathisch erworben werden. Mit der Fähigkeit, sich in andere hineinzuversetzen, verliert das Eigene den Charakter einer Festung. Abschottung macht Öffnung und Überschreitung Platz. Sprache fließt, berührt und erzeugt Lust. Nichts ist von dieser Lust spürbar, wenn in Deutschland über Integration und Sprachdefizite gesprochen wird. Es herrscht die kühle Atmosphäre eines Labors. Man spricht über

Einwanderung oft so, als ginge es dabei um chemische Formeln. Wo bleiben die Wörter, die schmecken, berühren und berauschen? Wo ist der Zugang zu einer Sprache, in der man sich treiben lassen kann?

Der Niedergang in einer Gesellschaft beginnt mit der Verwahrlosung der Sprache. Wenn ich heute auf den Straßen oder in der U-Bahn Jugendliche höre, die Deutsch, Arabisch, Türkisch miteinander vermischen, keiner der Sprachen wirklich zuhörend, keiner zugehörig, fühle ich eine tiefe Verletzung in mir. Ich kann nicht begreifen, dass es Stimmen gibt, die dieser Halbierung, Viertelung, diesem Verschwinden von Sprachen irgendetwas wie Kreativität oder gar avantgardistische Kreativität abgewinnen können. Diese zerstückelten Sprachen sind für mich der Ausdruck einer Unbehaustheit.

Meine Sorge ist nicht zu verwechseln mit einer Haltung, die Jugendsprachen degradieren möchte. Es geht hierbei vielmehr um die Sorge, dass die Verwischung von Sprachgrenzen kein kreatives Potenzial hervorquellen lässt, sondern letztlich zur Verhärtung von anderen identitätsrelevanten Grenzen führt, von Stammesgrenzen, sozialen Grenzen, Geschlechtergrenzen. Denn was im Sprachengewirr verloren geht, ist die Fähigkeit zum Übersetzen. Es verschwimmen die Unterschiede, die Nähe und Distanz zum Gegenüber ausmachen. Es schwimmt das Gefühl für die Wörter, die nicht übersetzt werden können. Der Schlüssel für ein Zuhause.

Unbestimmte Grenzverläufe verunsichern. Aus dieser Verunsicherung heraus wird die Grenzfunktion auf den Körper und die Sprache des anderen übertragen.

Die Fremdsprache erscheint unübersetzbar. Sie wird als Fremdkörper wahrgenommen. Wenn sich die Fremdsprache dann mit der eigenen Sprache scheinbar zu vermengen beginnt, entsteht keine dritte Sprache, die zu einer neuen Art von Verständigung führen könnte. Es wird lediglich die Übersetzung aufgegeben, die Grundlage jeglicher Verständigung ist. Das Kauderwelsch ist kein Kommunikationsmodell, es ist ein Kriegsruf. Ein Krieg, der im Inneren seines Verkünders ausgebrochen ist und in erster Instanz ihn selber bedroht.

Die emotionale Aufnahme der deutschen Sprache würde den nicht deutschsprachigen Bürgern dieses Landes leichter fallen, wenn sie das Gefühl bekämen, dass auch ihre Muttersprachen hier zu Hause sind und nicht nur auf eine ferne, verlassene Heimat verweisen. Zwei Sprachen, die einander nicht abweisen, sondern sich aufeinander zubewegen, um übersetzen zu können. Das Spielerische, das uns fehlt, wenn wir über Identitäten, über Herkunft und Unterschiede sprechen, löste dann tatsächlich ein kreatives Potenzial aus.

Der Kopf eines zweisprachigen Menschen hat immer eine Raumerweiterung erfahren. Keine Sprache ersetzt die andere. Übersetzungsmaschinen funktionieren nur unbefriedigend. Der Übersetzer aber ist mit der Aufgabe konfrontiert, die unterschiedlichen Wortebenen so anzugleichen, dass die Denkstrukturen, die den Sprachen innewohnen, miteinander korrespondieren. Wenn ihm dieser Raum zugestanden wird, kann er sich entfalten. In diesem Raum ist viel Heimat. Wird dieser Raum aber begrenzt, entsteht Atemnot, eine Enge, die jede Entfaltung

unterdrückt. Die Sprache ist die Brücke zwischen dem Denken und dem Empfinden. Der Umgang mit der Sprache gibt Hinweise nicht nur auf Bildungsstand, Wissen und Denkvermögen, sondern auch auf den emotionalen Haushalt eines Menschen.

Wer glaubt, mit Tabellen und Zahlenspielen die komplizierten Vorgänge, die Migrationsbewegungen auslösen, erfassen zu können, der irrt hoffnungslos. Mindestens ebenso wichtig wie die Datenerhebung ist das In-Betracht-Ziehen von Ängsten und Sehnsüchten, von Empfindungen, die sich vor allem im Verhältnis der Sprachen zueinander bemerkbar machen.

Es gibt eine nicht zu bestreitende Grundregel, wenn Menschen ihr Land verlassen und in ein anderes Land gehen. Ein entspanntes Einleben gibt es nur, wenn sie sich der Sprache ihres Einwanderungslandes annehmen und sich mit ihren Gepflogenheiten und ihrem Erbe vertraut machen. Integration ist keine mechanische Anpassung. Sie ist, wenn sie Erfolg versprechen soll, ein Einfühlen, ein Hineindenken. Das ist das ungeschriebene Gesetz jeglicher Migrationserfahrung.

Wie aber gestalten sich heute kollektive Identitäten? Wir leben nicht mehr unter den Bedingungen des 19. Jahrhunderts, dem Zeitalter der Industrialisierung und nationalstaatlicher Gesellschafts- und Identitätspolitik. Die globalisierte Konsumgesellschaft, die internationale Vernetzung des Verkehrs und der Kommunikation machen die Grenzen porös und definieren neue Erkennungsmerkmale. Die Sprache wird immer mehr zur Chiffre dieser Veränderungen. Sie wird aus ihrer na-

tionalen Verankerung herausgerissen. Heute gibt es neben einer kulturell definierten nationalen Identität auch eine poröse Facebook-Identität, die Kultur-, Länder-, und Sprachgrenzen nicht mehr nach den Vorgaben des Kollektivs, sondern individuell gestaltet. In den laufenden Integrationsdebatten werden aber nach wie vor kollektive Identitäten in der Tradition des Nationalstaats zitiert. Die sozialen Verhältnisse und die gesellschaftlichen Bezüge verschwinden hinter konstruierten nationalen und religiösen Identitäten. Lebensläufe werden in den grellen Bildern, die solche kollektiven Identitäten entwerfen können, überblendet.

In Europa ist seit dem Zweiten Weltkrieg ein quasi supranationaler Staat, die Europäische Union, entstanden. Migration wird seit den 1950er Jahren nicht mehr von Menschen dominiert, die ihr Land für immer verlassen, um sich anderswo zu verwurzeln. Es gibt viel mehr lose und wechselnde Bindungen als früher, »Luftidentitäten«, die ihre Ressourcen aus transnationalen Zugehörigkeiten beziehen.

Diese Veränderungen haben Auswirkungen auf klassische Assimilations- und Integrationsmodelle. Aufnahme und Hingabe sind oftmals verworrene, widersprüchliche Prozesse. Ihre Gestaltung erfordert eine geistige und emotionale Auseinandersetzung, die den ganzen Menschen herausfordert. Zugehörigkeit ist zu einem Teil der Selbstbestimmung geworden. Sie lässt sich nicht mehr so leicht verordnen wie zu Zeiten, als ein autoritärer Staat seine Bürger kommandierte. Rückzugsorte sind gefragt. Und Sprache ist einer dieser Rückzugsorte.